

Buchbesprechungen

Christian Morgenstern: Biografie

JOCHEN SCHIMMANG: **Christian Morgenstern. Eine Biografie**, Residenz Verlag, St. Pölten 2013, 280 Seiten, 24,90 EUR.

Dass man zuweilen auf falschen Fährten zu richtungsweisenden Entdeckungen kommt, ist spätestens seit Kolumbus bekannt. Auch mit einem einseitigen Ansatz kann man Urteile treffen, die nicht abwegig sind. Ähnlich paradox ließe sich die Lektüre der Morgenstern-Biografie von Jochen Schimmang zusammenfassen.

Der Autor will Christian Morgenstern »aus der mystischen Ecke ... holen«, so heißt es im Prolog, um ihn, dieser Eindruck drängt sich leider auf, in einer anderen Ecke abzuladen: wo die Schwärmer stehen. Aber nicht den ganzen Morgenstern. Den mag er. Die Empathie des Biografen seinem Gegenstand gegenüber ist stets spürbar. Sondern den vereinnahmten, vermeintlich sich selbst entfremdeten Dichter der *Galgenlieder*, der irgendwann leider selbst in jene mystische Ecke gestrebt habe. So penetrant und fast suggestiv wird dies von Anfang bis Ende wiederholt, dass es dem Autor offenbar irgendwann selber auffällig wurde: Formulierungen wie »Dass er eine Disposition zum Jüngertum hatte, ist bereits gesagt ...« sind ziemlich häufig. Es relativiert etwas das sonst differenzierte, auch die editorischen Vorarbeiten des Urachhaus-Verlags sachlich würdigende Buch.

Aus Morgensterns schwierigem Verhältnis zum Vater leitet Schimmang einen Hang zur Suche nach Ersatzvätern ab. Briefäußerungen belegen eine frühe Neigung zu Schwärmerei und pädagogischer Belehrung. All das ist nicht von der Hand zu weisen. Es öffnet den Blick auf Christian Morgenstern noch einmal und weitet das Feld. Das Problem des Buchs ist aber, dass es den eigenen Anspruch vergisst. Schimmang macht auf seine Art das Gleiche mit Morgenstern, was, nach Schimmangs Ansicht, auch Morgenstern mit Morgenstern gemacht hat.

Wie dieser sein Werk unnötig kategorisiert habe in das humoristische und das ernste, so rubriziert der Biograf das ernste nach den Kategorien der Küchenpsychologie. Dass er den möglichen Einwand auf S. 28 vorwegnimmt, macht ihn nicht gegenstandslos. Schimmang schreibt, die vom Autor selbst vorgenommene Zweiteilung des Werks schaffe »eine Gewichtung und Wertigkeit, die genau umzukehren wäre« (S. 20). Das ist gewiss eine berechtigte, nachdenklich stimmende Lesart.

Ein heutiger Leser mag geistige Erlebnisse im eigentlichen Sinne weniger beim Steiner gewidmeten Gedichtband *Wir fanden einen Pfad* haben als bei den populären *Galgenliedern*. Schimmang erscheint jedoch wie der Jünger seiner Vorurteile, wenn er aus einem Mangel an entsprechenden Begriffen ausblendet, was es für die *Individualität* dieses Dichters bedeutet haben mag, Rudolf Steiner begegnet zu sein. »Umkehren« kann man im Übrigen auch Morgensterns Verhältnis zur Anthroposophie und das Verhältnis letzterer zu ihm: Nicht (nur) Morgenstern strebte zur Anthroposophie oder, wie der Biograf meint, folgte ihr bereitwillig, sondern sie strebte zu Morgenstern. Sie erkannte sich in seinem Denken, seinem Suchen.

Nimmt man die fehlende Plastizität und Tiefenschärfe von Schimmangs Lebensbeschreibung hin, kann man durchaus anerkennen, wo sie dennoch für beide Seiten (oder Ecken) fruchtbar wird. Denn was der 1948 geborene Oldenburger Romancier und Leipziger Literaturdozent an einigen Stellen evident machen kann, ist die teilweise begrenzte Qualität derjenigen Texte, die dezidiert im Kontext von Steiner-Lektüren entstanden. Schimmang ist es wichtiger, den Blick auf den Lektor und Übersetzer

Morgenstern zu lenken und dessen souveränes, scharfes Urteilsvermögen – auch hinsichtlich der eigenen Talente – zu würdigen. Einfühlsam wird herausgearbeitet, wie resignativ-objektiv und galgenhumorig Morgenstern auf sein immer wieder konstatiertes Scheitern an der großen Form, am Roman etwa, blickte.

Symptomatisch ist aber auch hier eine Passage auf Seite 96. Der Autor möchte dort erneut vom satirischen Vermögen Morgensterns »eine Verlängerungslinie bis zur heutigen Zeit ziehen« und führt als Beispiel eine von Morgenstern verfasste hintersinnige Kerr-Parodie sowie Kabarett-Texte an, die »ohne Weiteres auch in einer zeitgenössischen *Titanic* stehen können«. Darauf muss man erst einmal kommen: Morgensterns Geist und Stil mit der allenfalls in den Kohl-Jahren niveauvoll subversiven, aber seitdem kontinuierlich sinkenden *Titanic* zu vergleichen. Entlarvender noch ist das folgende Fazit: »Morgensterns komisches Talent, dessen Basis seine Kritikfähigkeit war (Kritik hier wörtlich als Fähigkeit zur Unterscheidung und zur Urteilsbildung gemeint), steht in einem seltsamen Gegensatz zu seiner schon angesprochenen Neigung zum Jüngertum.« Warum fragt sich der Autor an keiner Stelle, ob es nicht gera-

de die von ihm so bewunderte Urteils- und Kritikfähigkeit Morgensterns war, die diesen offen der Anthroposophie gegenüber machte, weil er vielleicht fühlte, dass der Geist, den er im kulturellen Leben der damaligen Zeit vermisste, bei Steiners Vorträgen zu erleben war?

Das optisch ansprechende, um Fotos, Anmerkungen und Personenregister ergänzte Buch ist lesenswert. Es bietet dem mit Morgenstern nur oberflächlich bekannten Leser eine gut lesbare, informative Einführung und dem Kenner Reibungsflächen. Es steht allerdings exemplarisch für die Steiner-Rezeption bei sogenannten Intellektuellen. Dabei handelt es sich auch um einen Reflex auf die ebenfalls oft voreingenommene anthroposophische Rezeption heutiger Intellektualität. Beides scheint einander zu spiegeln. Bezeichnend, dass es sich im vorliegenden Fall an einem Künstlerleben zeigt, das in beide Richtungen anschlussfähig ist. »Die Anthroposophen haben Christian Morgenstern nun ganz als ihren Dichter bei sich aufgenommen« heißt es bei der Schilderung des letzten Lebensjahrs. Man wünschte, Morgenstern würde dies von 2014 aus mit Witz, Charme und Palmström-Versen kommentieren.

Andreas Laudert

Christian Morgenstern: Sonderausgabe

CHRISTIAN MORGENSTERN: **Sämtliche Gedichte**, Sonderausgabe zum 100. Todestag, nach der Stuttgarter Ausgabe der Werke und Briefe. 3 Bände im Schubert. 1: Lyrik 1887-1905, herausgegeben von Martin Kießig; 2: Lyrik 1906-1914, herausgegeben von Martin Kießig; 3: Humoristische Lyrik, herausgegeben von Maurice Cureau, Verlag Urachhaus, Stuttgart 2013, 3106 Seiten, 99 EUR.

Zum 100. Todestag Christian Morgensterns ist im Urachhaus-Verlag eine dreibändige Sonderausgabe *Sämtliche Gedichte* erschienen. Sie ist geeignet, sowohl die Vielfalt des lyrischen Schaffens Morgensterns nachverfolgen zu können als auch fundierte Einblicke zur Entstehung und zum Umfeld der einzelnen Werkphasen zu erhalten. Das ist gerade bei diesem Autor bedeutsam, nicht nur aufgrund der komplexen Editionsfrage und seines frühen Todes, sondern auch deshalb, weil Morgensterns schriftstellerische Entwicklung durch die Be-

gegnung mit Steiners Anthroposophie eine wesentliche Wendung erfahren hat. Der vorzügliche Kommentar bietet dazu im Einzelnen und im Ganzen erhellende Informationen und Gesichtspunkte. Irritieren kann etwa die Tatsache, dass Margareta Morgenstern bei der Herausgabe bisher ungedruckter Nachlassgedichte einzelne Worte ausgewechselt hat (Kommentar S. 723, *Einleitung*). Die Entscheidungen der Herausgeber sind stets klug und nachvollziehbar erläutert: zum Beispiel, wenn eine fragmentarische Notiz unberücksichtigt blieb oder nach

die Drei 3/2014

welchen Kriterien die Gedichte geordnet wurden. Ersichtlich wird, dass man eine sinnvolle Balance zwischen Leserfreundlichkeit und wissenschaftlichen Maßstäben finden wollte und gefunden hat. – Dem eigenen Verleger, der gern dickere Skripte von seinem Autor bekommen hätte, antwortete Morgenstern einmal mit Verweis auf seine inneren Umstände und »Lebensaufgaben« (Kommentar S. 701, *Einleitung*): »... Ich konnte nicht warten, weil ich seit 20 Jahren nicht weiß, ob ich das nächste Jahr noch erlebe, ich durfte nicht warten, weil ich keine andre Möglichkeit hatte, nach und nach zu wenn auch noch so bescheidenen Existenz-

bedingungen zu gelangen, ich wollte nicht warten, weil ich (meistens wenigstens) etwas zu sagen hatte, wovon ich glaubte, dass es den Mitlebenden dienen, ja vielleicht sogar helfen könnte. Deshalb habe ich meine Produktion, wie Sie sagen – bisher – verträpfeln und verzetteln müssen.«

Zusammen mit der ebenfalls auf die Stuttgarter Ausgabe gestützten Schimmang-Biografie (s.o.) bietet die Sonderausgabe eine interessante und schöne Grundlage, um sich mit den geistigen Existenz- und Produktionsbedingungen Christian Morgensterns neu zu befassen.

Andreas Laudert

Heimat im Mitmenschlichen

JOHANNES LENZ: **Margareta Morgenstern. Die Lebensgefährtin.** Eine biografische Skizze, Urachhaus, Stuttgart 2014, 128 Seiten, 16,90 EUR.

54 Jahre nach seinem Tod durfte sie ihr irdisches Dasein noch fortführen: Margareta Morgenstern, die Frau des Dichters Christian Morgenstern, dessen Tod sich in diesem März zum 100. Mal jährt (1871-1914). Johannes Lenz, Priester der Christengemeinschaft, hat sich in seiner »biografischen Skizze« vorgenommen, den Blick auf ihr gesamtes Leben zu richten. Ein sehr berührendes feines Büchlein ist daraus geworden, das als Skizze zu bezeichnen mir angemessen scheint: zwischen den immer wieder neu angesetzten Strichen scheint eine tiefere Schicht hindurch, die von der Fantasie ergänzt werden darf. Margareta Morgenstern (1879-1968) war nicht nur Frau und Witwe des Dichters; sie nur so zu sehen würde ihrer Lebensleistung nicht gerecht werden. Diakonisse (altgriech. »Dienerin«) zu werden, wie sie es sich in ihrer Jugend vorgenommen hatte, ist ihr nicht gelungen, aber sie hat außer dem lungenkranken Christian noch zwei weiteren Menschen dienend zur Seite gestanden und sie bis zu ihrem Tod gepflegt: Michael Bauer (1871-1929), der ebenfalls lungenkrank war, und den herzkranken Georgiewitsch Trapesnikow (1882-1926). Ein »Genie der Menschlichkeit« nennt der Autor sie und unterstreicht das mit Worten Friedrich Rittelmeyers in

einem vorangestellten Widmungstext: Es gebe Menschen, die groß sind, überragend groß – als Menschen. Mag sein, dass manche Leserin, mancher Leser vor dieser außerordentlichen Hochschätzung zurückschreckt, aber Johannes Lenz schafft den erleichternden Einstieg durch die Schilderung persönlicher Erinnerungen an den Alltag Margareta Morgensterns in hohem Alter: Denn er hat sie Ende der 1950er Jahre in ihrem Holzhaus am Ammersee noch selber kennenlernen und fast zehn Jahre als Seelsorger begleiten können.

Die Jugendzeit wird durch Auszüge aus ihren verschiedenen Tagebüchern beleuchtet, in denen sie u.a. über ihre Lesefrüchte berichtet. Wirklich Persönliches kommt darin kaum zum Ausdruck, nur einmal spricht sie von den »traurigen« häuslichen Verhältnissen: Ihr Vater war verstorben, als sie acht Jahre alt war, die Mutter hatte bald danach einen hochrangigen Offizier geheiratet und sich voll in die Zwänge des militärischen Milieus eingefügt, unter denen das heranwachsende Mädchen auch gelitten haben wird. Umso bewundernswerter scheint, wie sie klar ihren eigenen Weg gegangen ist – »der sich schulende Mensch wird ihr früh zum Ideal«, fasst der Autor zusammen.

Entscheidend für ihren weiteren Lebensweg aber sind die Begegnungen, zu denen das Schicksal sie offensichtlich geführt hat: mit Christian Morgenstern, mit Rudolf Steiner und auch die mit Michael Bauer und mit Trapesnikow. Ihnen sind jeweils eigene Kapitel gewidmet. Dass beides zusammengehört: der Schicksalsruf und die eigenständige klare Entscheidung, arbeitet Johannes Lenz gut heraus. Die Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen den beiden später Verheirateten ergänzen das Wesensbild Margaretas, auch aus der Sicht Christians. Zu einem wichtigen Element im Leben Margareta Mor-

gensterns nach dem Tod des Dichters wurde das Haus in Breitbrunn am Ammersee, das sie ab Ende 1919 bis an ihr Lebensende bewohnte – »ein Refugium, ein Ort der Beratung und Lebenshilfe, der geistigen Wegweisung ... und der Geborgenheit durch die stete Hilfsbereitschaft Margaretas« (übrigens spielte das Haus auch eine wichtige Rolle bei der Gründung der Christengemeinschaft). Ihre eigentliche Heimat aber fand sie im Mitmenschlichen.

Die biografische Skizze eignet sich auch gut, um sie jungen Menschen zur Lektüre zu empfehlen.
Helge Mücke

Narzisstische Gesellschaft

HANS-JOACHIM MAAZ: **Die narzisstische Gesellschaft. Ein Psychogramm**, C.H. Beck Verlag, München 2012, 236 Seiten, 17,95 EUR.

Schon eine flüchtige Beobachtung des Alltagsverhaltens der Zeitgenossen in verschiedensten sozialen Zusammenhängen kann lehren, dass die Fähigkeit zu Rücksichtnahme, Anstand, Empathie und kooperativem Verhalten im Schwinden begriffen ist. Der dazugehörige Befund der berufsmäßig mit solchen Phänomenen beschäftigten Psychologen, Soziologen und Pädagogen lautet, dass immer mehr Menschen nicht mehr miteinander umgehen können, weil sie nur noch ihren eigenen Vorteil im Auge haben. Die gängige Erklärung für den zunehmenden Verlust an Mitmenschlichkeit und sozialem Verhalten macht das seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts etablierte neoliberale Menschenbild mit seiner Apologie von Konkurrenz, Wettbewerb, Siegermentalität und Gier dafür und die inflationäre moralische Verrohung in allen sozialen Schichten verantwortlich.

Wenn der seit 40 Jahren praktizierende Psychiater und Psychoanalytiker Hans-Joachim Maaz in vorliegendem Buch die gesellschaftspolitischen Gründe des von ihm so ausgemachten Massenphänomens eines pathogenen Narzissmus anspricht, kommt er zu einer ähnlichen Erklärung: Danach ist der narzisstische Patient Symptomträger eines Systems, in dem der Gewinner auf der Straße des über allem rangierenden Erfolgs gesellschaftlich honoriert, der

Verlierer und soziale Absteiger marginalisiert und das rücksichtslose Verfolgen des Eigeninteresses zum Dogma erklärt und gesellschaftlich sanktioniert werden. Eine gehörige Portion Narzissmus ist also essenzieller Bestandteil und Motor der kapitalistischen Leistungs- und Konsumgesellschaft. Aber, wie der Mythos von Narziss schon besagt, handelt es sich bei ihm um eine trügerische Selbst- und Fremdwahrnehmung: Denn Narziss hält das Bild von sich, das sich im Wasser spiegelt, für einen anderen Menschen, in dessen Schönheit er sich verliebt. Vergeblich versucht er das Spiegelbild zu fassen, es bleibt flüchtig.

Maaz begreift den pathologischen Narzissmus als übermäßige Selbstliebe eines »Größenselbst« oder als mangelnde Selbstliebe eines »Größenklein«. Das »Größenselbst« giert nach Erfolg und Bewunderung von außen, es ist getrieben und ständig in einer inneren Anspannungssituation; es glaubt von sich, jemand Besonderes zu sein, dem nicht nur Anerkennung, sondern selbstredend auch Bewunderung und Verehrung zustehen. Ganz anders das »Größenklein«: Sein negatives Selbstbild ist Grundlage einer permanenten selbstquälerischen Selbstabwertung mit den gängigen Ausdrucksformen des Klagens und Jammerns und der Aufrechterhaltung seines Opferstatus.

Maaz' grundlegende Erklärung für diese beiden polaren Varianten eines pathologischen Narzissmus ist, dass wir als Kind zu wenig geliebt, insbesondere aber in Vorspiegelung einer angeblichen Zuneigung seelisch vernachlässigt und durch eine innere Haltung der Gleichgültigkeit der Eltern seelisch allein gelassen wurden. Fundamental für die Genese narzisstischer Störungen ist demnach der frühe Bestätigungs- und Liebesmangel, der im späteren narzisstischen Abwehrverhalten kompensiert wird. Das primäre Bestätigungsdefizit in der Kindheit führt zu Minderwertigkeitsgefühlen und Selbstunsicherheit mit der Folge eines künftigen zwanghaften Werbens um äußere Bestätigung. So werden nach Maaz' Befund Mitmenschen beständig instrumentalisiert: »Der Narzisst braucht ›Objekte‹ – also Menschen, die für ihn da sind, die sich für die eigenen Bedürfnisse verwenden lassen, die auf jeden Fall bestätigen, zustimmen und bewundern müssen ... Das Größenselbst entwickelt sich zum Vampir, das Größenklein hingegen zum Schmarotzer. Sie berauben sich beide der Energie, die als Liebe nie da war und jetzt nur noch als Gebrauchs- und Tauschwert zu haben ist« (S. 28). Würde ein Kind von seinen Eltern bedingungslos um seiner selbst willen geliebt werden und wären die gesamtgesellschaftlichen Werte und Normen auf Solidarität und Empathie statt auf

Leistungskonkurrenz und Erfolg ausgerichtet, so hätte gemäß Maaz' Argumentationslinie der pathologische Narzissmus, der die davon Betroffenen in eine leidvolle Selbstverstrickung führt, keine Chance. Dies ist soweit in groben Zügen nachvollziehbar.

Problematisch werden aber seine Ausführungen, wenn er im Stil des »Rundumerklärers« für sämtliche Phänomene in der spätmodernen Gesellschaft – seien es Arbeit, Ehe, Partnerschaft, Freizeit, Politik, Ökonomie, die internationalen Beziehungen usw. – psychologische Exegesen etwa in der Art anbringt, dass der Kalte Krieg, die atomare Gefahr oder die aktuelle Finanz- und Schuldenkrise letztlich ihre Wurzeln in narzisstischen Störungen der beteiligten Verantwortungsträger hätten. Sobald der Autor das seelische und interpersonale Terrain seiner aufschlussreichen Entzifferung narzisstischer Störungen verlässt und sich in allgemeinen Erwägungen und Urteilsbildungen über höchst unterschiedliche Lebensbereiche ergeht, verliert das Buch an inhaltlichem Niveau und wird stellenweise grob vereinfachend. Glücklicherweise gilt das nur für einige wenige Kapitel des im Ganzen lesenswerten und zu weiteren Eigenbeobachtungen anregenden Buches, das thematisch einen Nerv der Zeit trifft.

Gerd Weidenhausen

Warum wir eine andere Gesellschaft brauchen

MICHAEL HIRSCH: **Warum wir eine andere Gesellschaft brauchen**, Louisoder Verlag, München 2013, 71 Seiten, 13 EUR.

»Mein Manifest« nennt Michael Hirsch sein Plädoyer für einen neuen Gesellschaftsentwurf; aus Anlass des »weit verbreiteten diffusen Unbehagen(s) an den gegenwärtigen Verhältnissen und Lebensformen, ... dessen Artikulation und Präzisierung noch aussteht«. »... Es fehlt an einem gemeinsamen Bezugspunkt über politische Ziele; ... einem zusammenhängenden Programm – an einer neuen großen Erzählung über einen möglichen Fortschritt, ... an einer gemeinsamen Agenda, einem vereinigen politischen Ziel ... Es fehlt ... an

einer politischen und ideenpolitischen Klärung dessen, was wir wollen, sowie dessen, was wir nicht (mehr) wollen.«

Mit rhetorischem Eifer und Geschick, vor allem zum Auftakt auch Pathos, Wiederholung und Vereinfachung nicht scheuend, beschreibt und hinterfragt Hirsch scharfsinnig und kritisch den Ist-Zustand unserer gesellschaftlichen Strukturen: politische Aufklärung und Agitation im besten Sinne. Und immer sind wir als Kollektiv *und* Individuen angesprochen. Auch wenn er der herrschenden Elite, den Funktio-

nären in Politik, Wirtschaft Kultur und Medien »völlige(n) Mangel an Ideen« vorwirft – zum Kampf gegen die politische und kulturelle Apathie werden wir, die Bürger aufgerufen, für die ideelle Rückeroberung der Macht als »Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit«. In solchen Äußerungen ist Hirsch am stärksten »er selbst«. Hier äußert sich ein unbeirrter Glaube an den Geist, an die Macht der Ideen und an das kreative Potenzial des Individuums im Denken, dessen Willen er (unausgesprochen) durchgehend zu befeuern trachtet. Die Wurzel der Hegemonie des Neoliberalismus sieht er weniger in der Macht des Geldes und der Amoral der mit ihm und für es arbeitenden Akteure als in unserem eigenen ideellen Mangel, den man auch schlicht als Denkfaulheit bezeichnen könnte. Gemäß seiner Devise »Groß denken!« fordert Hirsch nicht weniger als einen radikal neuen Gesellschaftsentwurf. Einen, der sich notwendigerweise schon im Ansatz befreit von allen konservativen Abhängigkeiten. »Die Auflösung der sozialen Frage ist also nicht der Auftrag an irgendeine paternalistische Wohlfahrt. Es ist der ernstgenommene Auftrag des demokratischen Staatsvolks an sich selbst, wirklich ein Volk von freien Staatsbürgern zu werden.« Hirsch ist zwar kein »Dreigliederer«, aber in dem hier von ihm eröffneten Diskurs über die

großen Fragen unserer Zeit kommt er Rudolf Steiners Idee von der Sozialen Dreigliederung schon verblüffend nahe.

Hirschs sprachlicher Duktus entspricht streckenweise dem eines leidenschaftlichen mündlichen Vortrags – direkt ansprechend, klar und verständlich. Wenn er es an einigen Stellen dem philosophisch ungeschulten Leser nicht ganz leicht macht, so mag dies der Rücksichtnahme auf sein akademisches Umfeld geschuldet sein. Das ist bedauerlich, weil es das Verständnis für die eigentliche Zielgruppe erschwert. Ein waches Lektorat hätte hier abhelfen können. Man kann das auch als Beispiel dafür sehen, dass selbst ein Denker von Hirschs radikalem Zuschnitt noch durchaus Verbesserungspotenzial in der Selbstbefreiung aus konventioneller Abhängigkeit hat.

Die ganze Schrift gliedert Michael Hirsch neben Einleitung und einem Schlusswort in 21 durchnummerierte knappe Kapitel, was die systematische Lektüre erleichtert. Das Buch hat ansonsten eine überaus schöne äußere Ausstattung in heute kaum mehr anzutreffender buchbindeischer Qualität, mit Fadenheftung und stabilem, sorgfältig kaschiertem und ansprechend bedrucktem Einband. Das Format passt in jede Tasche. Möge es in vielen heimisch werden.

Martin Britsch

Ergreifendes Dokument über Ägypten

WAFAA EL SADDIK mit RÜDIGER HEIMLICH: **Es gibt nur den geraden Weg. Mein Leben als Schutzhüter in Ägypten**, Kiepenheuer & Witsch, Köln 2013, 368 Seiten, 19,99 EUR.

Seit der Revolution von 2011 erscheint Ägypten in den Medien als ein Land, das man besser meidet. Es wird ausführlich von jedem Zwischenfall, von brennenden Kirchen und gewalttätigen Demonstrationen berichtet, aber kaum jemals vom allgemeinen Leben im Land, geschweige denn von irgendwelchen positiven Entwicklungsansätzen. In der Tat befindet sich Ägypten in einem ungeheuren Umbruchprozess, in dem alte Kräfte mit aller Macht versuchen, ihre Privilegien und Seilschaften zu erhalten – alte auch im biografischen Sinn –, während neue Jugendkräfte, mit großem Idealismus, aber ohne

politische Erfahrung verzweifelt nach Verwirklichung ihrer Sehnsüchte suchen. Solche Vorgänge spielen sich aber auf einer Ebene ab, von der ein Reisender höchstens angesichts der Graffiti rings um den Tahrirplatz oder anderen Brennpunkten etwas bemerkt.

Inmitten der Turbulenzen ist ein Buch erschienen, das nicht nur einen ungeschminkten Einblick in diese Vorgänge vermittelt, sondern gleichzeitig auch ein Bild des tief verwurzelten sozialen Erbes und der echten religiösen Kräfte des Landes. Wafaa el Saddik entstammt einem Milieu, das man als Dorfadel bezeich-

die Drei 3/2014

nen könnte, in dem die Jahrtausende alten Traditionen des Landlebens bewahrt wurden. Sie wuchs somit inmitten der damals noch weitgehend intakten bäuerlichen Gesellschaft im östlichen Nildelta auf. Ihr Ägyptologiestudium erscheint geradezu als Fortsetzung dieser Tradition, denn auch das Alte Ägypten war ja im Grunde immer ein bäuerliches Land.

In der Unmittelbarkeit des persönlichen Erlebens begleiten wir die Autorin durch die Höhen und Tiefen ihrer beruflichen Entwicklung. Sie muss ihre Kompetenz nicht nur als Frau in einer Machogesellschaft, sondern auch als Ägypterin in einer europäisch-amerikanisch besetzten Gelehrtenzunft beweisen. Wir erhalten Einblick in die Untergründe eingefahrener Beziehungsgeflechte und durchleiden mit Wafaa el Saddik die Zerreißprobe, in die sie als Direktorin des Ägyptischen Museums zwischen bü-

rokratischen Intrigen, kostspieligen politischen Prestigeaktionen und den sozialen Sorgen völlig unterbezahlter Mitarbeiter gestellt ist.

Obwohl sie kein Blatt vor den Mund nimmt, ist sie nie verletzend und lässt selbst dem Antikenpapst und zwielichtigen Medienstar Hawass seine unzweifelhaften Verdienste.

Wafaa el Saddik ist der Ermahnung ihrer Mutter immer treu geblieben: »Geh immer den geraden Weg!« Gleichzeitig klingt damit auch der Schlusssatz der ersten Koransure an und damit der wahre Islam. Die unmittelbare Menschlichkeit und Fairness, die aus jedem Satz sprechende Liebe zu ihrem Land, seinen Menschen und seinen Schätzen machen das Buch zu einem ergreifenden Dokument Ägyptens in dieser Zeit eines noch unabsehbaren Wandels. Wer Ägypten verstehen will, sollte es gelesen haben.

Bruno Sandkühler

Amerikanische Fahrt

PATRICK ROTH: **Die amerikanische Fahrt. Stories eines Filmbesessenen**, Wallstein Verlag, Göttingen 2013, 294 Seiten, 19,90 EUR.

Patrick Roth ist bekannt für seine Neuerzählungen biblischer Stoffe, zuletzt in *Sunrise. Das Buch Joseph* (wie die meisten seiner Bücher wurde es auch besprochen in DIE DREI: 9/2012). In *Die amerikanische Fahrt* zeigt der in Karlsruhe aufgewachsene Autor, der mehr als 30 Jahre in Los Angeles lebte, eine ganz andere Facette seiner selbst: seine Liebe zum Film, zu Hollywood, seinen Stars und wie sie mit den Bildern seines Lebens und jenen in seinem Inneren verschmelzen. Vielleicht ist es seine Rückkehr nach Deutschland, die ihn zu diesen rückblickenden Geschichten inspirierte, diesem Land, in dem seine Werke (die er auf Deutsch schreibt) gelesen werden und dessen Sprache er auf berührende Weise in der Fremde verinnerlicht hat.

Wenn Patrick Roth von einem Film erzählt, lässt er alle bürgerlichen Bewertungskriterien hinter sich (Moral, Botschaft, Inhaltsbezogenheit, ästhetische Bewertungen etc.): Er schaut zu, dem Geschehen auf der Leinwand und dem, was sich dabei oder danach in ihm selbst verändert, was ihn berührt. So, dass beide Welten ineinan-

der verschmelzen zu einem Ganzen, das sich in seiner gehobenen, gedankenreichen Sprache zum Ausdruck bringt. Film wird ihm zum subjektiven Erlebnis, nicht mehr und nicht weniger, das er mit den Erinnerungen und Begegnungen seines Lebens, den Tiefendimensionen seiner Seele, seinen Träumen dichtend verbindet – eine Einheit schaffend: Literatur.

Bereits auf den ersten Seiten wird der Leser in diese Methodik eingeweiht: »Man sucht beim Schreiben einen Halt, nach einem Bild, in welches am geheimnisvollsten schon alles eingegraben scheint. Nach einem Bild, das langsam auszugraben, zu verstehen und so ins Licht zu rücken wäre (11).« Die Quelle dieser Bilder ist für Roth überall dort, wo er Anregung erfährt: im Kino, auf nächtlichen Fahrten durch Los Angeles, in seinen Erinnerungen an die Jugend in Karlsruhe, wo er seine ersten eindrucksvollen Filmerlebnisse hat, in seiner Phantasie (z.B. einem fiktiven Gespräch mit dem verstorbenen Regisseur John Ford oder einem ironisch geschilderten, gescheiterten Treffen mit David

Lynch) oder in seinen eindrücklichen Träumen. Roths Arbeit besteht darin, dass er diese vorgefunden Bilder nicht so belässt, wie sie sind. Er schafft sie um in Sprache, schmückt sie aus, eignet sie sich an. Er belässt sie auch nicht an ihrem Ort, sondern verpflanzt sie vom Äußeren ins Innere und umgekehrt.

In dem fiktiven Gespräch mit Ford dreht es sich seitenlang um die seelischen Effekte filmtechnischer Möglichkeiten wie die Ausleuchtung eines Filmbildes oder die Beschreibung einer Kamerafahrt. »Das Schönste, was der Zuschauer erleben kann, ist: ein Stückweit durch den Raum zu fahren. Zum Beispiel an einem dunklen Verandabalken vorbei auf einen Reiter zu, der sich dem Haus nähert. Eine ruhige amerikanische Fahrt. Das ist »Raumfahrt«. Mit dieser kleinen Fahrt – mehr brauch ich nicht – hab ich den Zuschauer in die Zeit der Filmgeschichte hineingeschrieben. So hab ich ihn dem Raum vermacht (80).«

Die englische Sprache schwingt immer ein wenig mit, in einzelnen Worten und Wendungen. Man fühlt sich in diese mythische Welt des Films versetzt, schnuppert den Glamour Hollywoods, lebt die staunende Aufregung des Autors mit, als er den alten Henry Fonda nach einem Theaterstück selbst trifft – das Ergebnis eines spontan geglückten Entschlusses, die Hintertür des Theaters zu betreten ...

Roths autobiografischer Film-Essay *In My Life*

– *12 Places I Remember* von 2006 bereits hatte die Stimmung des Buches vorbereitet. Seine Motive tauchen nicht nur im letzten Drittel des Buches auf. Uramerikanische Landschaft und seelische Tiefendimension verschmelzen, die Suche nach den »richtigen«, den passenden Bildern wird zur Suche nach dem eigenen Selbst: »Der Betrachter/Leser/Zuhörer sagt dann: »Es ist doch, als hätte er mir da über die Schulter ins Tagebuch geblickt und wüsste das mir Verrätselte neu zu deuten, jetzt neu mit Sinn zu versehen.« Oder er sagt: »Es ist, als wüsste der Schriftsteller/die Malerin/Filmemacherin/der Komponist: genau, was in mir vorgeht; zeigte es mir jetzt, damit ich an dem Seinen/dem Ihren endlich ins Eigene, mir bisher Verborgene geführt würde« (238).« Die Gegensätze des Lebens werden so einer größeren Einheit zugeführt.

Patrick Roth zeigt in seiner amerikanischen Fahrt, dass sich spirituelle Vertiefung und – wie er es im Untertitel nennt – Filmbessenheit nicht ausschließen müssen. Bei jeder Bildbegegnung, Wahrnehmung besteht die Möglichkeit zur Individualisierung, Einverleibung von Welt ins Ich. In diesem Buch werden wir eingeladen, diese Reise mitzumachen. Nur eine Bedingung dafür gibt es: Ein wenig filmbesessen muss man schon selbst sein, sonst zieht die Landschaft unverstanden an einem vorbei.

Lydia Fechner

Zwei Gralssuchen

AMINTA DUPUIS: **Die Einweihung von Faust und Parzival. Die Gralssuche. Ein moderner Weg der Erkenntnis und der Liebe.** Übersetzt aus dem Französischen von der Autorin, Novalis Verlag, Quern-Neukirchen 2013, 204 Seiten, 18 EUR.

Goethes *Faust* und Wolfram von Eschenbachs *Parzival*: diese großen, anspruchsvollen Gestalten unter dem Blickwinkel einer zeitgemäßen Gralssuche zu vergleichen, ist eine große Aufgabe! Im Vorwort verweist Martin Gray auf beide als Vertreter des modernen Bewusstseins. Aminta Dupuis erläutert die Entstehung und die wichtigsten Gedanken in diesen Hauptwerken der deutschen Literatur. »Der Mysterienbegriff steht ... im Zentrum beider Werke«. Damit geht

sie besonders auf esoterische Hintergründe ein. Faust wie Parzival sind, jeder auf seine Weise, in Unkenntnis der Welt befangen. Die Autorin zeigt die Entsprechungen der äußeren und inneren Bedingungen auf, mit denen sie ihren Erdenweg beginnen. Beide verfallen zunächst dem Bösen, von dem sie sich nach vielen Kämpfen lösen und dann würdig werden, den Geist zu empfangen.

In drei großen Kapiteln bearbeitet Dupuis den

die Drei 3/2014

umfangreichen, teilweise spröden Stoff. Faust und Parzival, so verschieden sie sind, entdecken im Vorwärtsschreiten die Welt. Abwechselnd verfolgen wir ihren Weg. Welchen Sinn haben ihre tiefen Herausforderungen? Beide werden von der geistigen Welt getrennt und beide erleben am Ende: »Das Böse ist keine Bedrohung mehr, sondern ein positives Mittel, die Tätigkeit des Geistes zu realisieren ...«

Geschick verbindet die Autorin die Betrachtungen. Besonders geht sie auf die Einschränkung der Weltwahrnehmung bei Parzivals Erziehung durch Herzloyde ein. Fausts Problem hingegen ist die Intellektualität des Gelehrten, der die Welt nie kennengelernt hat.

Beide werden zu irdischen Aufgaben gesandt; Parzival völlig naiv, Faust mit Scharfblick, der ihn jedoch lähmt. Er bemüht sich, seinem Erkenntnisideal treu zu bleiben. Parzival aber muss die einfachsten Dinge erst lernen. – Beiden begegnet die Liebe, die eine Vermittlung zur Transzendenz ermöglichen wird. Doch soweit ist es noch nicht. Die wahre Liebe, die stärker ist als der Tod, muss von beiden Helden erst erlernt werden. Parzival scheitert beim ersten Besuch der Gralsburg: »Er hat noch nicht sein eigenes Schicksal aufgehellt, das ist der Grund dafür, warum er jenes des Anfortas noch nicht aufhellen kann ...«. Und Faust muss Gretchen unglücklich machen.

Die Erschütterungen, die Faust und Parzival erleben, sind einem Initiationstod gleichzusetzen. Jetzt muss der Weg zum Wesentlichen gefunden werden. Nach vielen Kämpfen, die Parzival – auch in der Gestalt des Gawan – führt, trifft er auf den Einsiedler Trevrizent, der ihn auf den erneuten Besuch der Gralsburg vorbereitet. Erst dann hat er »der Seele Ruh erstritten«.

Fausts Kämpfe sind erdgebundener; er kommt bis zur Berührung mit dem Materialismus, doch in seinem letzten Lebensmoment findet er die Einheit seines Wesens wieder.

Die Autorin betrachtet die Einweihungen Fausts und Parzivals als christliche Wege, die eine harmonische Verbindung von Geist und Körper bewirken. Für Faust wie für Parzival ist Ostern das Fest der »Auferstehung des Menschen zum Menschen«. Das neue Gesetz ist das christliche

Gesetz der Vergebung. »Das Erlernen der Brüderlichkeit ist die letzte Einweihungsprüfung der Helden und stellt vielleicht die schönste Botschaft der beiden Werke dar«. Bei ihrer Suche nach dem Gral wird deutlich: Es ist unmöglich, ihn aus eigener Kraft zu erreichen. Immer muss die göttliche Gnade hinzukommen.

Das Buch schließt mit den Worten: »Es ist also erlaubt, *Faust* und *Parzival*, diese beiden Gralsuchen, nicht nur als zwei außerordentliche literarische Zeugnisse anzusehen, sondern auch als Orte des Ausdrucks tiefer Wahrheiten des esoterischen Christentums, dessen Mysterium man ohne Zweifel nie ausschöpfen wird.«

Beim Lesen habe ich Schwierigkeiten mit dem sperrigen Stil, aber bald bin ich überzeugt, durch dieses Buch neue Gesichtspunkte erlangen zu können. Die fremden Ausdrucksformen erscheinen sogar reizvoll, nur selten ist der Sinn – zum Beispiel durch die Wortstellung im Satz – nicht konkret. Jedoch hätte dem Buch die Übersetzung aus dem Französischen durch einen deutschen Muttersprachler gut getan. Bei einer Neuauflage ist ein gründliches Lektorat anzuraten, um dieses wertvolle Buch zu einem »Dauerbrenner« zu machen. Der Stil selbst verlangt eine erhöhte Aufmerksamkeit. Und seltsam: Man kommt dadurch – eher unerwartet – in eine geistige Stimmung hinein.

Die Einschränkungen werden von den vielen positiven Seiten mehr als relativiert. In den beiden Hauptwerken ist die Verfasserin bestens beschlagen und bringt durch ihre ungewohnte Sichtweise neue Erkenntnisse. Es ist eine äußerst schwierige Fragestellung, und sie ist bis in die Tiefe gelöst.

Die vielen französischen Quellen sind für deutsche Leser eine Bereicherung. Wer von uns hat schon Rabelais gelesen? Und vor allem wird immer wieder auf den *Perceval* von Chrétien de Troyes hingewiesen.

Die französische

Originalausgabe unter dem Titel *L'Initiation de Faust et de Parzival, La quête du Graal. Une voie moderne de Connaissance et d'amour* erschien bei L'Harmattan, Paris 2005 und wurde von dem bekannten französischen Germanisten, Jean Marc Pastré, lobend erwähnt.

Dieses Buch ist jedem zu empfehlen, der Goethes *Faust* und Wolfram von Eschenbachs *Parzival* kennt, Neues über die beiden Gestalten erfahren will und grundlegend an den Vorgängen einer geistigen Einweihung interessiert ist.

Maja Rehbein

»Alles Wissen der Welt«

ANETTE SELG / RAINER WIELAND (Hg.): **Diderots Enzyklopädie**. Mit Kupferstichen aus den Tafelbänden, Die Andere Bibliothek, Berlin 2013, 508 Seiten, 99 EUR.

»Wenn wir von den Enzyklopädisten reden hörten, oder einen Band ihres ungeheuren Werkes aufschlugen, so war es uns zu Mute, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spulen und Webstühlen einer großen Fabrik hingeht, und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor allem Aug und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannigfaltigste in einander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen, was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eignen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt«, schwärmte Goethe über die *Enzyklopädie*, das große lexikalische Unternehmen der Aufklärung, dem Denis Diderot über zwei Jahrzehnte seines Lebens widmete.

Zum 300. Geburtstag des genialen Dichters, Dramatikers, Romanautors, Übersetzers, Kunstkritikers und Philosophen veröffentlicht Die Andere Bibliothek, die sich bereits seit vielen Jahren der Wiederentdeckung Diderots widmet, in einem Folioband eine Auswahl aus dem monumentalen Werk, dessen Ziel es war, alles Wissen der Welt und über die Welt verfügbar zu machen. Diderots besonderes Anliegen galt dabei dem handwerklichen Wissen. Neben Wissenschaftlern aus allen Gebieten zog er auch Handwerker und Techniker zur Mitarbeit heran. »Wir haben uns die Mühe gemacht, in ihre Werkstätten zu gehen und sie zu befragen, nach ihren Gedanken und ihr Wissen genau darzustellen, uns ihre Spezialausdrücke anzueignen und mit ihrer Hilfe die Illustrationen anzufertigen und zu beschriften«, warb Diderot im Ankündigungssprospekt. Und das detailreiche Bildmaterial mit Tafeln zur Webe-

rei und Schreinerei, zur Papierherstellung und zum Buchdruck trug wesentlich zum Erfolg des Werks bei.

Ursprünglich sollte die *Enzyklopädie* nur eine Übersetzungsaufgabe sein. Geplant war eine französische Ausgabe der *Cyclopaedia* des Schriftstellers Ephraim Chambers, die 1728 in zwei Bänden in London erschienen war. Nach Querelen, die sich bis zur Schlägerei zwischen dem Pariser Verleger André François Le Breton und einem nur vorgeblich reichen Financier steigerten, wurden 1749 Diderot und der Mathematiker, Physiker und Philosoph Jean-Baptist le Rond d'Alembert mit der Übersetzung beauftragt. Wie Diderots Biograf Pierre Lepape betont, hatte ihn tatsächlich Henri François d'Aguesseau, der Justizminister und damit »allmächtige Kontrolleur der Zensurbehörde« zum Leiter des Unternehmens bestimmt. Die Herausgeber vereinfachen, wenn sie in ihrem Vorwort schreiben, dass die tragenden Kräfte des Staates alles daran setzten, die Verbreitung der *Enzyklopädie* zu verhindern. Die Lage war komplexer und das Verhalten der Beteiligten zwiespältiger. Einerseits förderte die Obrigkeit nämlich das Unternehmen, um damit Prestige zu erlangen. Andererseits erließ sie Verbote, wobei sie wiederum duldeten, dass man diese heimlich unterließ. Dazu gehörte auch der merkwürdige Kompromiss, der unter dem Druck der Kirche, deren Geld der König brauchte, nach Beendigung des Werks 1765 geschlossen wurde: Man genehmigte die Verbreitung der *Enzyklopädie* im Ausland und in der Provinz, während man sie in Paris und Versailles verbot.

Für den heutigen Leser wiederum, den das Werk

über weite Strecken kurios anmuten muss, ist es unterhaltsam nachzuspüren, wie die Autoren – zeitweise an die 50 – die Wahrheit »in ihrer provozierenden Nacktheit« zum Ausdruck brachten und sie zugleich so verkleideten, dass »die lauernden Zensoren« nichts einwenden konnten, indem sie Dogmen ausschließlich historisch beschrieben, kirchliche Positionen übertrieben bewunderten oder ihre revolutionären Ideen unter harmlos erscheinenden Stichworten und Verweisen verbargen. Ein brasilianisches Gewächs namens »Aguaxima« muss für die Kritik an gehaltlosem Wissen herhalten und unter der »Kapuze« befindet sich eine Ausführung über die Bestimmung der Grenze zwischen Theologie und Philosophie. Das Stichwort »Menschenfresser« trägt am Ende den Verweis »Siehe Eucharistie, Kommunion, Altar & c.«. Was Diderot zum »Orgasmus« zu schreiben wusste, enthält uns die Auswahl vor. Ausführlich werden wir dagegen über den »Hermaphroditen« informiert, dessen Mythos das 18. Jahrhundert umtrieb und der deutlich die Grenze aufzeigt von der Utopie einer Welt, in der sich alle Unterschiede aufheben.

Leider klären die Herausgeber nicht jenen fatalen Akt der Selbstzensur des Verlegers Le Breton auf, den Diderot in tiefste Verzweiflung und

Raserei stürzte und ihn beinahe alles hinwerfen ließ. Die ersten sieben Bände waren 1757 erschienen und ein Riesenerfolg, da verbot ein königlicher Erlass die Fortführung des Werks. Das war der Moment, an dem einschließlich D'Alemberts fast alle absprangen, und Diderot, vor die Wahl gestellt, das Unternehmen beim Buchstaben »G« enden zu lassen, oder mit heimlicher Unterstützung der Regierung weiterzuarbeiten, allein übrig blieb. Da entdeckte er 1764, dass Le Breton aus Angst vor der Zensur in den schon gedruckten Bänden Artikel selbst zensiert und verstümmelt hatte, indem er revolutionäre Passagen entfernt hatte. Diderots Tochter berichtet, ihr Vater habe sich von Le Breton den Druck eines vollständigen Exemplars ausbedungen und dieses befinde sich in seiner Bibliothek in Russland. Zarin Katharina II., die Diderot sehr bewunderte, hatte ihm die Bibliothek abgekauft und dafür eine Rente gezahlt. Lepape verweist dagegen darauf, dass Le Breton die Artikel verbrannt habe. Auch von einer 1933 aufgetauchten Ausgabe mit einem zusätzlichen Band sei nicht anzunehmen, dass sie alle Streichungen enthalte. So muss man davon ausgehen, dass die *Enzyklopädie* in der von Diderot konzipierten Form unwiederbringlich verloren ist.

Ruth Renée Reif

Autonomie akustischer Räume

ANDREAS HOLZER / TATJANA MARKOVIĆ: **Galina Ivanovna Ustvol'skaja**. Mit einem Essay und einer Wortsäule von Edu Haubensak, Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2013, 299 Seiten, 24,90 EUR.

Galina Ustvol'skaja (1919-2006) war, neben Sofia Gubaidulina, eine der bedeutendsten russischen Komponistinnen des 20. Jahrhunderts. In Europa wurde Ustvol'skaja erst bekannt, als die Sowjetunion bereits am Verlöschen war. Auch auf andere sowjetische Komponisten wie Giya Kancheli, Arvo Pärt oder Alfred Schnittke war man im Westen erst spät aufmerksam geworden. Es war die Zeit des kulturellen Erwachens in Russland, als der Generalsekretär der KPdSU, Michail Gorbatschow, seine Reformpläne mit den mittlererweile legendären Schlagworten von »Perestrojka«(Umbau) und »Glasnost« (Durchsichtigkeit) in Angriff genommen hatte.

Von ihren Kollegen unterschied sich Galina Ustvol'skaja in mehrfacher Hinsicht. Über Jahrzehnte hinweg hat sie in geradezu manischer Scheu zurückgezogen in Leningrad gelebt und jede Öffentlichkeit bis hin zu Konzertbesuchen gemieden. Erst Anfang der 1990er Jahre hat sie wenige Reisen ins Ausland unternommen.

In ihrer Heimat wird ihr Name meistens in reduktionistischer Weise mit Dmitrij Schostakowitsch in Zusammenhang gebracht, dessen Schülerin sie war. Es ist eines der Verdienste dieses vorliegenden Bandes, dass dieses schwierige Verhältnis ausgeleuchtet und Legendenbildungen entgegengewirkt wird. Unbestritten freilich ist,

dass Galina Ustvol'skaja eine komplexe und zuweilen widersprüchliche Persönlichkeit war. Der Untertitel des vorliegenden Porträts »Komponieren als Obsession« kommt nicht von ungefähr. In einer ersten Annäherung deutet der Schweizer Komponist Edu Haubensak die Verzahnung biografischer und musikalischer Akzente im Schaffen Galina Ustvol'skajas an, deren sich dann der Band in seiner Zweiteilung »Lebenslinien« und »Betrachtung des Werks« ausführlich widmet. Einfühlsam spürt er ihrer »lebenslange(n) Einsamkeit, an der sie seit ihrer Kindheit litt«, nach und sieht darin eine der »Wurzeln ihres Schaffens«. Im Epilog dieses Bandes unternimmt Edu Haubensak in einer Wortsäule noch einmal den Versuch, in Gedichtform die Musik von Galina Ustvol'skaja zu beschreiben. Die Vieltimmigkeit dieser Herangehensweisen lässt die gewaltige Intensität erahnen, die in Ustvol'skajas Musik zum Ausdruck kommt.

Vollkommen unbeeindruckt von modischen Konjunkturen war es ihr einzig darum gegangen, an ihrem Werk zu arbeiten. Auch wenn vor allem ihre späteren Kompositionen von einer religiösen Inspiration geprägt waren, hatte sie es immer erfolgreich vermieden, sowohl ideologischen Anforderungen als auch Erwartungshaltungen eines Marktes zu entsprechen. Insofern lässt sich Ustvol'skajas Schaffen auch nicht in ein Früh- bzw. Spätwerk aufteilen. Selbst frühe Arbeiten, von den Verfassern »sowjetische Schiene« genannt, zeigen bereits eine eigenständige Handschrift auf, auch wenn die Komponistin diese zumeist nicht in ihr Werkverzeichnis aufgenommen hat. In einem Brief aus dem Jahr 1994 hatte Ustvol'skaja ihre Haltung zur Kunst in gewohnter Knappheit formuliert: »Jedes Kunstwerk ist umso wertvoller, je mehr es für sich selbst spricht. Wenn das nicht der Fall ist, dann ist es kein Kunstwerk«. Ihren Lebensunterhalt hatte sie von 1947 bis 1977 als Dozentin für Komposition an der Leningrader Rimskij-Korsakov-Musikschule bestritten, während ihre musikalischen Werke oft nur nach langer Verzögerung, zum Teil über Jahrzehnte hinweg, den Weg zu einem Publikum fanden. Vielschreiber sowohl in der Literatur als auch in der Welt der Musik hat sie regelrecht verachtet. Ihre Selbst-

disziplinierung führte dagegen zu einem Werk von verblüffender Eigenständigkeit. Es ist eine Klangwelt entstanden, die von einer eindrucksvollen Vitalität gekennzeichnet ist, frappierend und betörend zugleich. In einer Art atonalen Harmonie gleichen sich harte, ja lautstarke Töne mit feinen Pausen und sachten Anklängen aus. Ein in sich stimmiges Webmuster eröffnet dem Hörer unbekannte Räume, brach liegende Wahrnehmungsmuster zeichnen sich ab.

Für die Sorgfalt dieses Bandes spricht ein wohl abgerundeter Anhang, der unter anderem neben einem kundigen Literaturverzeichnis und einer Zeittafel auch übersichtliche Werklisten aufführt. Abgedruckte Partituren verfeinern den Zugang, denn, wie die Verfasser zurecht betonen, »selbst ein Laie, der einen Notentext kaum oder gar nicht lesen kann, wird den optischen Qualitäten der Partituren einige sinnliche Eindrücke entnehmen können«. Eine beigelegte CD bietet zudem einen repräsentativen Querschnitt aus dem eindrucksvollen Schaffen Galina Ustvol'skajas.

Volker Strebel

Anzeige

1x monatlich, Raum Ulm, Linz

**die LIEBE
LEBEN ...
ist unser ein-
ziges Gebot!**

Tel: 0049/8225/308274

www.anthroposophia-bewegung.de

die Drei 3/2014